Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 51 (1971-1972)

Heft: 10

Artikel: Des Schweizer Autors Schweiz : zu Max Frischs und Peter Bichsels Technik der Kritik an der Schweiz

Autor: Burger, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162667

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bewegung als zur radikaleren Aktion. Dies erhellt auch den Kausalzusammenhang: die sozial schwächeren Schichten werden von den Folgelasten eines ökonomischen Wachstums – angefangen von den Lärmimmissionen in den Städten bis zum Wohnungsproblem – stärker getroffen, sie reagieren auf die Überfremdung intoleranter als die Mittelschichten. Die Erfahrung individueller Ohnmacht gegenüber Preiserhöhungen, Wohnungsmangel, vielleicht einer Kündigung, aber auch gegenüber Verkehrs- und Lärmproblemen ist nicht nur schichtspezifisch, sondern wird auch von älteren Menschen gemacht, aber an ihr zerbrechen traditionale Partei- und Wertbindungen. Dass diese sozioökonomischen Spannungen unserer Gesellschaft wahlpolitisch ausgerechnet von derjenigen Partei bezahlt werden müssen, welche sich für die Interessen dieser Betroffenen besonders einsetzen will und an diesen Zuständen am wenigsten «schuld» ist, gehört auch zur bitteren Ironie dieser Wahlen 1971. Gemessen am gesellschaftlichen Grundvorgang dieser Wählerfluktuation verblasst das Wort vom «Rechtsrutsch» zur nichtssagenden Politschablone.

HERMANN BURGER

Des Schweizer Autors Schweiz

Zu Max Frischs und Peter Bichsels Technik der Kritik an der Schweiz

«Ich liebe die Schweiz so wie sie ist; aber weil sie so ist, wie sie ist, und weil ich sie liebe, geht es nicht ohne Kritik, ohne Selbstkritik.» Dieser Satz stammt aus der *Festrede*, die Max Frisch am 1. August 1957 in einem Schulhof des Zürcher Industriequartiers vor rund 300 Leuten gehalten hat[1]. Er spricht, unter anderem, von der Meinungsfreiheit. Als positives Beispiel führt er an, dass ihm das Vereinskartell «Industriequartier» nicht vorgeschrieben habe, was er unter dem Schweizerkreuz sagen dürfe und was nicht. «Ich weiss, dass ich wegen dem, was ich Ihnen sagte, auf keinen Fall nach Sibirien komme und auch nicht nach Dachau.» Das ist für Frisch im

Vergleich zu anderen Ländern immerhin einer der «Unterschiede in der Unfreiheit, die ins Gewicht fallen, die wir, bei aller Kritik an der Schweiz, nicht vergessen dürfen.» Mit diesem Bekenntnis ist der differenzierte Standpunkt angedeutet, den Max Frisch – ausgenommen in ein paar Fussnoten seiner jüngsten Publikation *Wilhelm Tell für die Schule* – immer angestrebt hat, auch in den schärfsten Polemiken, wenn er mit den Fäusten gegen die Gefängnistür seines Kleinstaates trommelte. Die Kritik an der Schweiz in den *Blättern aus dem Brotsack*, im *Stiller*, in den Aufsätzen *Überfremdung 1* und *Überfremdung 2*[2], wogegen auch immer sie sich richtet, ist in dem Sinne aufbauende Kritik, als Max Frischs Überzeugung durchschimmert, unser Staat sei es wert, dass man gewisse Fragen an ihn richte. Wer glaubt, diese Art von Engagement mit dem Hinweis auf die Eitelkeit abtun zu dürfen, verkennt die Tatsache, dass ein erfolgreicher Schriftsteller seine Eitelkeit in der Königsloge des Kulturpalastes leichter befriedigen könnte als auf dem Holzboden der Kritik, der den Holzboden für die schönen Künste, was die ungehobelten Bretter und die rostigen Nägel betrifft, geradezu als glattes Parkett erscheinen lässt. Max Frisch ist selbstkritisch genug, um sich auch über die Eitelkeit Rechenschaft abzulegen. In der Rede *Der Autor und das Theater* stellt er die ketzerische Frage, ob das Engagement in die Kunst gekommen sei, weil es dem Schriftsteller um die Welt gehe, oder umgekehrt: «Zwar lieben wir Schriftsteller es zuweilen, vom Schreibtisch aufzuspringen und sozusagen im Stehen ein aktuelles Manifest zu unterzeichnen, unbekümmert um Opportunität und auf diese Unbekümmertheit stolz, sozusagen draufgängerisch, als wöge das persönliche Rühmlein, das da ein jeder unterschriftlich verpfändet, die Mühseligkeit politischer Tätigkeit auf, die wir dann, ein jeder an seine Schreibmaschine zurückgekehrt, andern Zeitgenossen überlassen[3].» Mir ist kaum aus einer Rede eines Politikers eine solche Bereitschaft bekannt, sich selber, sein eigenes Tun zu durchschauen. Und genau davon hängt letztlich die Glaubwürdigkeit des Engagements ab: vom Ausmass der freiwilligen Selbstkritik. Zu dieser Kontrolle gehört, zum Beispiel, das Wissen darum, dass es sehr leicht ist, in einer Kolumne mit glanzvollen Formulierungen ein Problem auf einen Nenner zu bringen, an dessen Lösung die Bemühungen der Politiker seit Jahren scheitern.

Trotz der selbstkritischen Zurückhaltung, um die Max Frisch sich im Fall Schweiz bemüht, hört man immer wieder die Aufforderung, hinter der sich ein Pauschalurteil übelster Sorte verbirgt: Er kann ja gehen, wenn es ihm hier nicht passt! Wohin? Natürlich in den Ostblock. Max Frisch ist, zum Glück für die Schweiz, gegangen und ist, zum Glück für die Schweiz, stets zurückgekehrt. Er bereiste Nachkriegsdeutschland, Polen, Amerika, Russland, um nur ein paar Länder zu nennen. Ich betrachte es als Glücksfall für ein Land, einen Schriftsteller zu haben, der sich seine Urteile über andere

politische Systeme und Lebensgewohnheiten an Ort und Stelle zu bilden versucht, statt sie aus der Tagespresse zu übernehmen. Was wir Jüngeren von Max Frisch lernen sollten, ist diese Weltoffenheit, die einem gestattet, die Schweiz von aussen zu betrachten, damit der Sinn dafür geschärft wird, dass unsere Demokratie eine mögliche und nicht die alleinseligmachende Staatsform darstellt. Selbst wenn man zur Überzeugung kommt, die Demokratie, wie sie bei uns versucht wird, funktioniere im grossen und ganzen recht gut, ist es besser, die Überzeugung zu erwerben, indem man sie, im Vergleich, einmal aufs Spiel setzt, als sie von den Vätern zu erben. Max Frisch reist nicht nach Russland, um sich bestätigen zu lassen, was er schon weiss: dass sich der sozialistische Kapitalismus vom westlichen kaum unterscheidet. In seinen Aufzeichnungen, die in der Fortsetzung des Tagebuches erscheinen werden, steht die Bemerkung: «Da sie alles, was erfreulich ist, sofort auf ihr System (das russische) beziehen, verfällt man schweigend auf den Gegenfehler, dass man auch alles, was übel ist, sofort auf das System bezieht[4].» Er verzichtet auf den Vergleich des sozialkapitalistischen Russland mit dem Westen, der so viel und so wenig hergibt wie der Vergleich der Lebensbedingungen auf einem anderen Planeten mit denen auf der Erde. Ihn interessieren die Fortschritte und Rückschritte gegenüber dem zaristischen Russland; das heisst: er denkt in der «Sprache» dieses Landes. Dieses Denken hat wenig zu tun mit dem, was man unter dem Klischee «links» versteht. Es setzt eine geistige Flexibilität voraus, die nur von Vorteil sein kann für die Artikulierung der Probleme des eigenen Landes, sofern man nicht auf den Gegenfehler verfällt, dass man auch alles, was übel ist, sofort auf das System bezieht. Frisch weiss, dass er als russischer Staatsangehöriger nicht sagen dürfte, was er hier sagen darf, und eben deshalb verteidigt er diese Freiheit nicht als Ideal, das man von Zeit zu Zeit mit dem Staublumpen abwischt, sondern er schätzt sie hoch genug ein, um immer wieder von ihr Gebrauch zu machen, bis zur Grenze der radikalen Verkürzung, die – nimmt man die gegenwartsbezogenen Fussnoten im *Wilhelm Tell für die Schule* ernst – allerdings manchen verärgert, der an diesem Autor zu schätzen weiss, dass die sorgfältige Analyse meistens vor der Pointe kommt.

Kein Schweizer Autor

Max Frisch galt, wenn ich richtig sehe, nie – auch als er noch nicht über die Grenzen hinaus bekannt war – in dem Sinne als «Schweizer Autor», wie man heute von Schweizer Autoren spricht. Er ist gewissermassen immer ein nobler Ausländer geblieben, mit Wohnsitz in der Schweiz. Ein junger Autor von heute steht in einer ganz anderen Relation zum geistigen und politischen

Raum Schweiz als ein junger Schriftsteller der Generation Max Frischs. Die Versuchung, sich in einen idyllischen Winkel zu verkriechen und gleichsam aus dem Schneckenhaus den Schneckenstaat zu kritisieren, ist gross. Der Drang, die Nestwärme preiszugeben und über die Grenzen hinaus zu erfahren, was andere von unserem Land denken, bevor man die persönliche Meinung fixiert, scheint mir lange nicht mehr so stark zu sein wie unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg, und das ist verständlich. Wir Jüngeren können nichts dafür, dass wir die «Aktivzeit» nicht erlebt haben. Doch würde es vielleicht nichts schaden, ein bisschen mehr zu reisen, und zwar nicht nur ohne Vorurteil gegenüber den Ausländern, sondern auch ohne Vorurteil über die Schweiz, das man von Ausländern bestätigt zu hören hofft. Es gibt noch Leute auf der Welt, sogar Intellektuelle, welche die Schweiz nicht als faschistisch bezeichnen. Wir Autoren müssen aufpassen, dass es uns heute am Südfuss des Jura nicht verdammt wohl wird in der Rolle der professionellen Opposition. Die Weltoffenheit im Denken von Max Frisch ist eine Qualität, die wir, in seiner spezifischen Form, nicht nachahmen, aber doch zum Vorbild nehmen können. Sie führt zum Unbehagen im Kleinstaat, gewiss; doch verhindert sie vielleicht am ehesten das Behagen im Kleinstaat des Unbehagens, wie ihn Peter Bichsel zurechtzimmert.

Bemerkenswert ist, dass, nicht zuletzt dank dieser Qualität, das Engagement Frischs in seinen Stücken und Romanen nie literarisch wirkt. Seine Kritik an der Schweiz im *Stiller* beispielsweise hat nie den peinlichen Nachgeschmack der Besserwisserei, weil es innerhalb des Romans möglich ist, auch die Kritik an der Kritik einzubauen. So etwa im sechsten Heft von Stillers Aufzeichnungen, wo der Besuch von Sibylle, der Gattin des Staatsanwaltes, geschildert wird. Stiller sagt: «Warten wir ab... bis Deutschland, unser tüchtiger Nachbar, wieder das grosse Geschäft ist! Und wenn die es nochmals mit Faschismus versuchen, an der Schweiz wird's nicht fehlen, sie wird sekundieren. Glaub mir! Es ist ja klar; ein Land, das aufrüstet, ist anfänglich für seine Nachbarn immer ein herrliches Geschäft. (...) Bis der freundliche Nachbar unseren Käse nicht mehr frisst oder unsere Uhren nicht braucht, weil die Zeit fortan nach seinen Uhren geht, dann das grosse Geschrei, o ja, das Ende der Freiheit, das Ende des Geschäftes, dann plötzlich sind wir wieder der ewige Hort der Humanität, wie immer, die Inhaber des Friedens, die Priester des Rechts – zum Kotzen ...» Diesem Ausbruch Stillers geht der Satz voraus: «‹Es ist komisch›, fand Sibylle, ‹wie böse du jedesmal wirst, wenn du von der Schweiz redest!›» Dieser Dämpfer bringt die Polemik in ein Gleichgewicht, das sie nicht entschärft, sondern glaubwürdiger macht. Der Leser mag dagegen einwenden: Das sagt ja nur die Romanfigur Stiller, stünde es in einer Tageszeitung, müsste man es überprüfen. Ich würde sagen, stünde es in einer Tageszeitung, hätte Frisch kaum voraus-

geschickt: Es ist komisch, wie böse ich jedesmal werde, wenn ich von der Schweiz rede. Mit dem Satz Sibylles gewinnt er eine Dimension, welche den Vorwurf des Literarischen mehr als wettmacht. «Wer eine Überzeugung hat», heisst es im *Tagebuch*, «wird mit allem fertig. Überzeugungen sind der beste Schutz vor dem Lebendig-Wahren.» Die Bemerkung der Frau rückt Stillers Überzeugung in die Nähe des Lebendig-Wahren; und ich möchte fast glauben, dass das politische Engagement dort, wo es in die Literatur einfliesst, die grössere Chance hat, wahrgenommen zu werden als in Kolumnen. Natürlich muss man sich im klaren sein, wie und auf wen man wirken will. Es wäre ja lächerlich, eine Einladung der kantonalen Fremdenpolizeichefs, seine Ansichten über Gastarbeiterprobleme darzulegen, mit dem Hinweis abzulehnen, die Polizeichefs möchten sich gedulden, bis der nächste Roman erschienen sei.

Eigentlich möchte Frau Blum die Schweiz kennen lernen

Etwa so hätte Peter Bichsel die Bemerkung Sibylles übersetzen müssen, wenn er sich in seiner Schrift *Des Schweizers Schweiz*[5] um eine ähnliche Kritik an der Kritik hätte bemühen wollen wie Frisch im *Stiller*. Denn im Gegensatz zu Frisch, der einen Roman schrieb und damit ein kritisches Bewusstsein weckte, treibt Bichsel in diesem Falle Kritik an der Schweiz und erzeugt Literatur. Eine gute, eine der besten Milchmann-Geschichten ist entstanden, die den einzigen Nachteil hat, dass sie mehr sein will, nämlich ein repräsentatives Bild der Schweiz. Damit kein Missverständnis aufkommt: Es geht nicht darum, Bichsel und Frisch gegeneinander auszuspielen, sondern um den Vergleich zweier Stile von zwei engagierten Autoren aus verschiedenen Generationen. Bichsel fragt sich zum Beispiel, weshalb ihm während seines Berlin-Aufenthaltes am Grenzübergang nach Ostberlin die Schweizer aufgefallen seien, obwohl er nie mit ihnen gesprochen habe, und notiert die Beobachtung, die er an sich selbst nachgeprüft hat: «Andere Nationalitäten nehmen ihren Pass erst vor dem Beamten aus der Tasche oder tragen ihn irgendwie und unauffällig in der Hand; die Schweizer aber tragen ihren Pass gut sichtbar, ihren roten Pass mit dem weissen Kreuz. Er soll sie schützen, und die Tatsache, dass sie Schweizer sind, soll die Gefahr abwenden, soll ihnen Vorteile bringen, sogar hier bei ostdeutschen Volkspolizisten, die sie nicht zu ihren Freunden zählen. Ich bin Schweizer. Das hat also mehr zu bedeuten als einfach die Antwort auf die Frage: ‹Woher kommen Sie?› Darin soll der andere bereits persönliche Qualifikationen erkennen, wie in der Antwort: ‹Ich bin Leichtathlet› oder ‹Ich bin Boxer› oder ‹Ich bin Physiker›.» Ich habe die Grenze nach Ostdeutschland an verschiedenen Übergängen

etwa dutzendmal passiert und dabei etliche Schweizer getroffen. Etwas ähnliches ist mir nie aufgefallen, eher das Gegenteil: Die Schweizer, und nicht nur sie, auch die übrigen Westeuropäer, halten ihren Pass länger als nötig zurück, als wollten sie damit ausdrücken: Uns kann doch nichts passieren! Ich begreife diese Haltung angesichts der grimmigen Mienen der Volkspolizisten, die übrigens, wenn schon von Freundschaft die Rede sein soll, uns nicht zu ihren Freunden zählen, und würde daraus niemals eine typisch schweizerische Verhaltensweise ableiten, höchstens eine typische menschliche Reaktion eines freien Staatsbürgers auf die Massnahmen eines Diktaturstaates. Und ich glaube nicht, dass die Schweizer mehr auf die «Vorteile» einer schnellen Abfertigung erpicht sind als die Franzosen oder Österreicher. Bichsels Beobachtung (oder Erfindung?) ist hübsche, einleuchtende Poesie, die erst dann nicht mehr stimmt, wenn er kritische Schlüsse daraus zu ziehen versucht. Betrachten wir diese Szene als Modell! Er stellt den Schweizer mit hoch erhobenem Pass an die ostdeutsche Grenze. Seine Nationalität soll ihm Vorteile verschaffen in einem System, das auf demokratische Rechte pfeift. Von den Vorteilen, die sich die DDR verschafft, indem sie jedem Touristen nach gut kapitalistischer Manier abknöpft, was abzuknöpfen ist, spricht Bichsel höflicherweise nicht. Er stellt den Schweizer als chauvinistischen Trottel dar, verschweigt aber, dass einen das «nationalsozialistische» Getue der Volkspolizisten tatsächlich reizen könnte, den Pass nicht nur sichtbarer zu tragen als andere, sondern ihn den Herren vor die Füsse zu werfen. Bichsel will den Balken im Auge des Nachbarn nicht sehen, dafür den Splitter im eigenen Auge zu einem ganzen Dachstuhl emporstilisieren. Es geht um den Schweizer, sicher, nicht um die DDR. Aber kein Verhalten lässt sich charakterisieren, ohne dass man von der Umwelt spricht. Im weiteren geht aus den Beobachtungen an den Grenzübergängen meines Erachtens nicht logisch hervor, dass die Antwort auf die Frage nach der Nationalität mehr beinhaltet als eine geographische Angabe. Mir wäre kein Franzose bekannt, der nicht, wenn er sagt: «Je suis Français» oder sogar «Moi, je suis Français», etwas von der Liebe zu seinem Land, vom Stolz auf sein Land – berechtigt oder unberechtigt – mitschwingen liesse. Ich weiss nicht, ob Peter Bichsel der emotionale Gehalt eines segmentierten französischen Satzes vom Typus «Moi, je suis Français» bewusst ist, da der Autor von *Des Schweizers Schweiz* offenherzig gesteht: «Französisch macht mir Mühe». Mir auch, aber es gibt ja zum Glück Volkshochschulen, an denen Erwachsenenbildung vermittelt wird, und manchmal lohnt es sich vielleicht trotz allen Vorbehalten gegenüber den Sprachwissenschaftlern doch, einer dieser Vogelscheuchen aus dem Geistesleben, wie die Romanisten und Germanisten und anderen Isten von den «schöpferischen» Leuten gerne bezeichnet werden, eine Viertelstunde lang zuzuhören. Dies nebenbei.

Das Prinzip, sprunghaft von einer Beobachtung zur anderen zu wechseln, ist ein ästhetisches, das in den Milchmann-Geschichten zu höchst reizvoller Prosa geführt hat, sich aber für eine kritische Analyse schlecht eignet. Denn da kommt es nun gerade auf die Rasenstücke zwischen den Gartenplatten an. In einem Essay auf dem linken Bein von Pointe zu Pointe zu hüpfen und das Material wegzulassen, das zwischen den einzelnen Behauptungen vorgezeigt werden müsste, wenn der Leser mitdenken und nicht einfach mitlachen soll, heisst in meinen Augen den Gustav mit dem Gasthof verwechseln, heisst am falschen Ort die falsche Technik anwenden. Bichsels These «Wir Schweizer sind Antikommunisten» ist genauso richtig und falsch wie die mögliche Entgegnung: Alle Schriftsteller sind Kommunisten. «Wir sind überzeugt, dass es unser Verdienst ist, verschont worden zu sein (im zweiten Weltkrieg): das Verdienst General Guisans und unser aller Verdienst, denn wir müssen mit unserem Verhalten, mit unserer Armee und mit der Schönheit unseres Landes Gott beeindruckt haben.» Ich kenne Leute, sogar Offiziere, die diese Überzeugung nicht teilen. Sie finden ganz einfach, wir hätten ein «Sauschwein» gehabt. Ich bin aber überzeugt – um in der gleichen Währung zu reden –, dass es das Verdienst von uns jungen Schweizer Autoren ist, den Schweizern ein für allemal klar gemacht zu haben, dass sie dieses Sauschwein keineswegs verdient haben mit ihrem Bankgeheimnis.

Swissminiatur, Melide-Lugano

Bichsel schreibt: «Wir haben uns angewöhnt, die Schweiz mit den Augen unserer Touristen zu sehen. Ein Durchschnittsschweizer hält von der Schweiz genau dasselbe, was ein Durchschnittsengländer von der Schweiz hält.» Das stimmt nach dem sensationellen 1 : 1 unserer Fussballnationalmannschaft im Wembley-Stadion zumindest auf der Ebene des grünen Rasens. Im übrigen: Was ist ein Durchschnittsschweizer? Kann er, zum Beispiel, Englisch, um wenigstens die Meinung des Durchschnittsengländers zu übersetzen? Kann Bichsel Englisch? Im Text steht nur: «Italienisch kann ich nicht, Französisch macht mir Mühe». Was ist ein Durchschnittsengländer? Was hält er von der Schweiz? Ich kenne Engländer, welche die Schweizer, mit Ausnahme von Kuhn und Odermatt, langweilig finden. Geht man diesem Satz auf den Grund, bleibt wiederum nicht mehr und nicht weniger davon übrig als Poesie. Hinzu kommt der Widerspruch. Bichsel selber ärgert sich über die Typisierung der Deutschen und Franzosen durch die Schweizer und stellt fest: «So glauben wir auch, ein genaues Bild vom Schweizer zu haben, und ordnen all seine Handlungen positiv und negativ in typisch und untypisch ein. Halbstarke sind aus diesem Grund keine Schweizer. (‹Denen

tut eine Rekrutenschule gut.›)» Nun hat Bichsel aber vorher gesagt, der (typische) Schweizer trage seinen Pass am DDR-Grenzübergang sichtbarer als andere; und er behauptet, der Durchschnittsschweizer – also der typische – halte von der Schweiz genau dasselbe was ein Durchschnittsengländer. Schon der Titel *Des Schweizers Schweiz* setzt ja einen typischen Schweizer, vermutlich den «Landi-Schweizer» der Dreissigerjahre, voraus. Wörtlich könnte man folgendes Zitat aus dem Text auf Bichsels Milchmann-Geschichte anwenden: «Diese Selbstgerechtigkeit macht die Schweiz unveränderbar, und ich erschrecke beim Gedanken, in zwanzig Jahren in einer Schweiz leben zu müssen, die aussieht wie diese.» Ich erschrecke schon beim Gedanken, heute in einer Schweiz leben zu müssen, in welcher der Dialog unter solchen massstäblichen Verzerrungen geführt wird. Diese «Swissminiatur» ist ein Modell der Verkürzungen, mit zehn Schritten gelangt man vom Schloss Chillon ins Berner Oberland. Das «Lebendig-Wahre», um den Ausdruck Frischs zu wiederholen, wird in einem oppositionellen Heimatstil allzu niedlich verkleinert. Ich wehre mich beileibe nicht für die Schweiz, so wie sie ist, sondern für einen Dialog, in dem die reale Schweiz nicht mit Melide verwechselt wird. Wir brauchen diesen Dialog dringend. Doch er scheitert von Anfang an hoffnungslos, wenn die Schriftsteller auf die bürgerliche Konstruktion des typischen Linksintellektuellen ihrerseits mit Konstruktionen antworten. Bichsels Text trägt zu dieser Verhärtung bei. Schüler, welche ihn zur Hand nehmen, bekommen in erster Linie ein Bild von Bichsels Originalität, und nicht vom Staatswesen, auf dessen Aufgaben sie vorbereitet werden sollten. «Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass die alten Eidgenossen idealere Gestalten waren als mein Nachbar und ich.» Und ich kann mir nicht vorstellen, dass die heutigen Schweizer solche Trottel sind, wie gewisse Kollegen von der schreibenden Zunft sie haben möchten, damit das Geschäft der Opposition blüht. Karl Schmid hat in seinem Aufsatz *Engagement und Opposition* gesagt: «Es ist die professionelle Lust an der Formulierung, was dem Schriftsteller auf dem politischen Felde gefährlichen Beifall verschafft. Die Gefahr liegt in dem, dass der Schriftsteller plötzlich nicht mehr die Wahrheit, sondern die schlagende, verblüffende Formel sucht[6].»

Engagement des Staatsbürgers

Um Bichsel gerecht zu werden, dem Prinzip des Lebendig-Wahren zuliebe und nicht zuletzt auch deshalb, weil der Schreibende sich bewusst ist, dass er leicht der Formel erliegt, muss erwähnt werden, dass der Autor von *Des Schweizers Schweiz* am 1. August 1966 in Grenchen eine *Bundesfeieransprache*

gehalten hat, in der nichts zu finden ist von den Verkürzungen oben genannter Art [7]. Einige Grundgedanken tauchen bereits hier auf, aber als Gedanken, nicht als Bonmots. Diese Rede ist nicht minder kritisch als der spätere Text, doch sie ist in einem Ton gehalten, der es dem Zuhörer erlaubt, die Kritik ernst zu nehmen. Bichsel versteht es hier wie Max Frisch, die Kritik an der Kritik einzubauen. So sagt er am Schluss: «Wir wollen unsern Regierungsmännern dafür danken, dass sie sich wieder ein Jahr lang heftiger, oft bitterer Kritik aussetzten und nach bestem Wissen und Gewissen ihre Arbeit verrichteten. In einem Land, in dem kritisiert werden darf, gibt es viel ungerechte Kritik, die nicht leicht zu ertragen ist, aber auch sie gehört zum Wesen unseres Staates.» Einem Autor, der offen zugibt, dass auch seine eigene Kritik am Ziel vorbeischiessen kann, nimmt man viel mehr ab als einem selbstgerechten Moralisten. Was Bichsel in seiner Rede zum Beispiel über die Pressekonzentration, über die Meinungsträgheit des Einzelnen, über die Angleichung der Parteien und über die Gefährdung der Demokratie durch voreilige Versöhnung sagt, ist ausgezeichnet. Bichsel tritt hier nicht in erster Linie als engagierter Schriftsteller auf, überhaupt nicht als Schriftsteller, sondern als engagierter Staatsbürger. Er verzichtet auf Glanzlichter und Chromleisten und beschränkt sich auf Gedankengänge. Er macht ernst mit der von ihm vertretenen Ansicht, das politische Engagement eines Autors müsse in seiner staatsbürgerlichen Leistung und nicht in seinen verbalen Fähigkeiten begründet sein. Die treffsichere Formulierung steht ganz im Dienst der Sache. Sätze wie: «Die Demokratie ist eine Staatsform, die Vertrauen hat in die Vielfalt der Ideen und Meinungen; sie hat so lange Bestand, als es Meinungsverschiedenheiten gibt, die kompromisslose Einigkeit wäre ihr Tod» bezeugen, dass Bichsels Engagement besser ist als sein Ruf. Stünde diese Rede, im Sinne der «Vielfalt der Ideen und Meinungen», neben *Des Schweizers Schweiz* im selben Büchlein, dann wäre auch innerhalb der Publikation das demokratische Prinzip gewahrt, und der Leser wäre viel eher bereit, Pro und Contra gegeneinander abzuwägen.

[1] Max Frisch, Öffentlichkeit als Partner, edition suhrkamp 209, Frankfurt am Main 1967. – [2] A. a. O. – [3] A. a. O. – [4] Süddeutsche Zeitung, 15./16. Mai 1971/Nr. 116. – [5] Peter Bichsel, Des Schweizers Schweiz, Verlag Die Arche, Zürich 1969. – [6] Karl Schmid, Schwierigkeiten mit der Kunst, Schriften zur Zeit 30, Artemis Verlag, Zürich 1969. – [7] Peter Bichsel, Bundesfeieransprache, Die Weltwoche, 5. August 1966/Nr. 1708.